

Revisiting Critical Diversity Literacy

Grundlagen für das einundzwanzigste Jahrhundert¹

Melissa Steyn mit Serena O. Dankwa

Das Konzept der Critical Diversity Literacy geht aus einem bald 20-jährigen Entwicklungsprozess hervor.² Critical Diversity Literacy lässt sich am ehesten als Diversitäts-Literalität übersetzen und bildet die Grundlage einer kritisch-performativen Lektürepraxis zu Fragen von Diversität (siehe Klingovsky und Pfruender in diesem Band). Critical Diversity Literacy (CDL) stellt einen Versuch dar, diejenigen analytischen Fähigkeiten in einem einzigen Konzept zu verdichten, die eine Qualifikation in Diversity Studies kennzeichnen. Das Setzen dieses besonderen Bezugsrahmens ist das Resultat verschiedener Faktoren: dem spezifischen Kontext der Hochschulbildung in Südafrika nach dem Ende der Apartheid, in dem Studierende einer Gesellschaft begegnen, die geprägt ist von einem Impuls hin zu Transformation, Integration und größerer Gerechtigkeit; der Vertiefung meiner eigenen Arbeit über »Weißsein«, die zur Ausgangslage wurde, um die Auswirkungen von Dominanz und Unterdrückung entlang weiterer Achsen der Differenz zu erkennen; und letztlich einer geglückten Begegnung mit dem Konzept der »Racial Literacy«³

1 Dieser Text ist die ins Deutsche übertragene und revidierte Version von Melissa Steyns Text *Critical Diversity Literacy: Essentials for the 21st Century* (2015). Im Prozess der Übersetzung wurde der Text auf der Grundlage einer ersten Übersetzung von Dshamilja Adeifio Gosteli durch Serena Owusua Dankwa ergänzt, angereichert und erweitert. Wir danken Dshamilja A. Gosteli für ihre Mitarbeit und wertvollen Anmerkungen im Prozess der Übersetzung. Und wir danken Ulla Klingovsky und Georges Pfruender für ihre vertiefenden Kommentare und Präzisierungen. Ihre Auseinandersetzung mit dem Konzept der Critical Diversity Literacy hat wesentlich zu dessen Übertragung in den deutschsprachigen Raum beigetragen.

2 Siehe zum Beispiel Steyn (2010).

3 France Winddance Twine definiert »Racial Literacy« (2010) folgendermaßen: die Definition von Rassismus als ein gegenwärtiges Problem und nicht nur ein historisches Erbe; ein Verständnis davon, wie sich Erfahrungen von Rassismus durch Klassenzugehörigkeit, Geschlechterungleichheiten und Heterosexualität artikulieren; ein Erkennen des kulturellen und symbolischen Wertes von Weißsein; ein Verständnis dafür, dass rassifizierte Identitäten erlernt und das Produkt sozialer Praktiken sind; die Beherrschung einer rassismuskritischen Grammatik und eines Vokabulars, mit dem sich Rassifizierung, Rassismus und Antirassismus the-

(also einer rassismuskritischen Literalität) von France Winddance Twine, das ich für einen anderen Zweck neu formuliert, entwickelt und erweitert habe.

In der empirisch fundierten Arbeit von Twine wird Racial Literacy als eine »Le-sepraxis« beschrieben, die sich weiße Partner*innen in *interracial* Paarbeziehungen in Großbritannien aneignen, um mit dem rassifizierten Klima zurechtzukommen, welches das Leben ihrer Kinder prägt. Sie stellt Racial Literacy als »eine soziopolitische Vision« dar. Die Rahmung von Critical Diversity Literacy hingegen synthetisiert wichtige Bewegungen der sozialen Theorien, die sich mit Fragen rund um Diversität, Differenz, Anderssein und Ver_ändern⁴ auseinandersetzen. Es handelt sich dabei um eine ethische und soziopolitische Position in einer Welt, deren organisationales, soziales und öffentliches Leben zunehmend von mehrdimensionalen Räumen und Perspektiven geprägt ist.

Dieser Text wird das Konzept der Critical Diversity Literacy erst einmal kurz erläutern, um es anschließend anhand von zehn Kriterien auszudifferenzieren. Diese ebenfalls kurz gehaltenen Ausführungen zu jedem Kriterium sind breit angelegt, damit sie konkreten Bildungssettings entsprechend weiterentwickelt und nuanciert werden können.⁵

Critical Diversity Literacy im einundzwanzigsten Jahrhundert

Es ist üblich geworden, die Komplexität einer von Diversität geprägten Welt festzustellen, in der viele unterschiedliche Differenzen – für die einen komfortabler als für die anderen – koexistieren und die erstarkte Vernetzung und Verwobenheit unseres Planeten immer sichtbarer wird. Der selbstständige Nationalstaat, der von einer homogenen Bevölkerungsgruppe bewohnt wird, ist längst als Mythos der Moderne enttarnt worden. Die neue Komplexität, die wir im Begriff der Diversität behaupten, geht nicht nur aus überregionalen und transnationalen Formen der Mobilität hervor, sondern auch aus den sich verschiebenden Beziehungen zwischen unterschiedlich positionierten Menschen innerhalb eines Nationalstaates. Im Zuge der von Steven Vertovec (2012) beschriebenen Veränderung der sozialen Imaginationen unserer Zeit hat sich ein auf Rechten basierendes Ethos etabliert und einige unterdrückte Gruppen beanspruchen nun das Recht, sichtbar zu sein, anerkannt

matisieren und diskutieren lassen; die Fähigkeit, rassifizierte Codes und Praktiken zu dechiffrieren/interpretieren.

4 Während der englische Begriff *otherness* oftmals als Andersheit übersetzt wird, verweisen wir mit dem Verb des Ver_änderns auf den aktiven Prozess der Andersmachung von bestimmten Personen und der Herstellung von Differenz. Der Unterstrich im Wort, soll dennoch Raum lassen für die Prozesshaftigkeit und Unintelligibilität von »Anderssein« und anderem Sein.

5 Für eine Open-Source-Version eines Kurses, der auf dieser Arbeit beruht, siehe <http://opencntent.uct.ac.za/Humanities/Diversity-Literacy> [1.3.2021].

und einbezogen zu werden, wenn es darum geht, uns als soziale Gesamtheit zu denken.

Es ist offensichtlich, dass eine solcherart veränderte Umgebung den Menschen, die in ihr leben, neue Fähigkeiten abverlangt. Dies gilt wohl insbesondere für Menschen, die höchste Bildungsabschlüsse erwerben konnten. Diejenigen, die Führungsaufgaben wahrnehmen, müssen sich von der Beschränktheit einer singulären Geschichtsschreibung befreien und die menschliche Realität als vielschichtig, mehrdimensional, veränderlich, ambivalent und offen für noch unbekanntere Möglichkeiten begreifen. Kurz gesagt, sie müssen sich bilden und sich eine Literalität aneignen, um die Welt des 21. Jahrhunderts in ihrer Komplexität »lesen« zu können.

Sozial literalitätsgewandt werden

Gewöhnlich wird Literalität als Sprachkompetenz und insofern als eine persönliche Fähigkeit betrachtet, als eine Reihe von kognitiven Kompetenzen, die beim Kodieren und Dekodieren von geschriebenen Texten zur Anwendung kommt. Seit dem »social turn« (Gee 2003) wird Literalität jedoch als eine in soziale und kulturelle Kontexte eingebettete Kompetenz erachtet, welche die Fähigkeit einzelner Akteur*innen beinhaltet, sich als bewusst agierende Personen mit der Welt auseinanderzusetzen und mit ihr zu interagieren. Zunehmend umfasst das Verständnis von Literalität ein erweitertes und wachsendes Repertoire an Kompetenzen, die notwendig sind, um sich an technologiegesättigten und komplexen Gesellschaften beteiligen zu können: Informations-Literalität, Medien-Literalität, digitale Literalität, Gesundheits-Literalität, Wissenschafts-Literalität, emotionale Literalität usw. Ein fehlender Zugang zu den Mitteln, die es braucht, um sich diese Kompetenzen aneignen zu können, kann als verhindernde Bedingung verstanden werden.

In diesem Sinne schlage ich vor, Diversity Literacy als einen *befähigenden* Modus der Existenz zu verstehen, der eine Bedingung darstellt, um auf die Anforderungen des sich neu bildenden sozialen Imaginären des 21. Jahrhunderts eingehen zu können.

Kritisch literalitätsgewandt werden

Jeder Begriff, der sich als Deskriptor sozialer Beziehungen durchsetzt, muss dem Versuch standhalten, seinen Gebrauch und seine Bedeutung in einer Weise abzusichern, die den umkämpften Interessen unterschiedlich positionierter Gruppen dient. Ein Begriff wie Diversity kann als schwebender oder leerer Signifikant (Laclau/Mouffe 1985) eines sozialen Imaginären verstanden werden, in dem konträre Diskurse um die Vorherrschaft ringen. Diversity kann manchmal die Einhaltung von gesetzlichen Bestimmungen, demographische Repräsentativität und neoliberale

rale Inklusion beinhalten und bedient somit eine widersprüchliche Auswahl konservativer, liberaler und transformativer Reflexe zugleich.

Gerade in der Geschäftswelt scheint sich ein normatives Verständnis von Diversity zu etablieren, das sich auf ein »Alles-was-uns-unterscheidet« beruft und dabei sämtliche Unterschiede, Vorlieben und Eigenheiten über einen Leisten schlägt. Dieser Hang zur Beliebigkeit findet seinen Ausdruck in karnevalesken Begrifflichkeiten – Diversität wird »zelebriert« oder »umarmt« – und macht jegliches Verschiedensein zum Mahlgut einer fröhlichen Diversitätsmühle:

»Unterschiede aller Arten, einschließlich kultureller Unterschiede (solange die Kulturen Geld haben und konsumieren können) werden gefeiert, damit sich Praxisgemeinschaften mit vielfältigem Wissen und mit Kompetenzen anreichern können (zumindest mit jenen, die letztlich wieder zu einer neuen Quelle für Handel und Wertschöpfung werden können), was wiederum ein Terrain für die Schaffung neuer Marktnischen mit spezifischen Konsum-Identitäten eröffnet.«
(Gee 2003: 184)

Solche Charakterisierungen vernebeln den Blick für die Machtverhältnisse, die den einen die Realisierung der in ihnen angelegten Möglichkeiten erlaubt und eben dies für andere verunmöglicht; Machtverhältnisse, die bestimmen, wie andere uns sehen und wie wir uns selbst in Beziehung zu ihnen sehen. Unpolitische, individualisierte Konzeptualisierungen von Differenz dienen den Interessen derer, die wirtschaftlich, sozial und organisatorisch bereits im Zentrum der Macht stehen. So scheint es, als ob sich dominante Gruppen den neuen Diversity-Imperativen anpassen, wenn sie zugleich die tieferen, weniger komfortablen Aspekte eben dieser Imperative regulieren, wenn nicht sogar zurückweisen oder blockieren.

In diesen normativen Raum hinein artikuliert sich die Idee der Critical Diversity Literacy im Sinne einer Alphabetisierung. Diese sozialkritische Denkschule basiert auf den Prämissen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule und letztlich auf Marx. In dieser Denktradition werden soziale Ungerechtigkeiten, hegemoniale Herrschaftsinteressen und die ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen fokussiert, denn eine kritische Theorie der Gesellschaft versucht die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur zu verstehen oder zu erklären, sondern kritisiert sie. Das Ziel ist eine dauerhafte Kapitalismuskritik und letztlich vielleicht auch die Einforderung einer sozial gerechteren Welt. Eingebettet in diese Tradition setzt sich CDL dafür ein, Vorannahmen aufzudecken, die ein tieferes Verständnis der historischen und gegenwärtigen sozialen Realitäten erschweren.

Die Rahmung von Critical Diversity Literacy

CDL lässt sich als eine fundierte analytische Orientierung verstehen, die eine Person dazu befähigt, vorherrschende soziale Beziehungen zu »lesen«, als wären sie ein Text, und die Möglichkeitsräume zu erkennen, die sich unterschiedlich positionierten Menschen in den Dynamiken bestimmter sozialer Kontexte eröffnen oder verschließen. Der folgende Abschnitt umreißt zehn Kriterien für CDL. Jedes dieser Kriterien bedarf im Grunde einer viel tieferen Erläuterung, die dieser Übersichtstext jedoch nicht zu leisten vermag; die Kommentare skizzieren daher lediglich ein oder zwei zentrale Anliegen eines jeden Kriteriums.

1 Machtverhältnisse

Ein Verständnis der Rolle von Machtverhältnissen bei der Konstruktion von Unterschieden, die einen Unterschied machen.

Weit davon entfernt, eine vorgegebene, natürliche Ordnung widerzuspiegeln, sind all die Kategorien, mit denen Menschen über Differenz nachdenken, sozial konstruiert und Teil ungleicher Machtbeziehungen. Einige Differenzen werden so konstruiert, dass sie einen erkennbaren Unterschied machen (Hall 2007), während andere unmarkiert bleiben. Dies impliziert, dass Differenz immer (inter)relational, inessenziell, unvollständig, fließend und destabilisiert ist. Um den Anschein einer natürlichen Hierarchie der Differenzen aufrechtzuerhalten und damit die gegebene Normalitätsordnung zu stabilisieren, bedarf es ständiger ideologischer Arbeit. Paradigmatisch wird dies in der polarisierenden Einteilung menschlicher Vielfalt in binäre, einander ausschließende Gegensätze, wie etwa Mann/Frau, weiß/Schwarz, heterosexuell/homosexuell. In jedem Fall wird eine Seite des Gegensatzpaares der anderen hierarchisch untergeordnet. Diese binäre Ordnungsstruktur verschleiert und unterdrückt die menschliche Vielfalt entlang der betreffenden Differenzachse und sedimentiert soziale Verständnisse zu einem sich letztlich selbst genügenden »Alltagswissen«, das Allgemeingültigkeit beansprucht. Unterdrückende soziale Strukturen erhalten die Kategorien aufrecht, indem sie »Belohnungen« wie Inklusion, Zugehörigkeit und Akzeptanz gewähren bzw. vorenthalten oder umgekehrt Ausgrenzung und Zensur verwalten.

Solche ungleichen sozialen Arrangements ver_ändern und verdrängen die Menschen, die in den Hierarchisierungen unterliegen, und entwickeln nach und nach Anspruchssysteme für die Privilegierten; Macht und Ressourcen werden den Benachteiligten entzogen. Die sozialen, wirtschaftlichen und psychologischen Belohnungen häufen sich in den Händen der Mächtigeren. Zu Recht lässt sich daher sagen, dass ver_änderte soziale Gruppen unterdrückt werden von denjenigen, die sich in einer dominanten sozialen Positionierung befinden. Iris Young (1990) identifiziert die »Gesichter der Unterdrückung« sinnvollerweise als Ausbeutung, Mar-

gialisierung, Ohnmacht, Kulturimperialismus und Gewalt. Das Vorhandensein dieser Gesichter, einzeln oder in Kombination, weist auf das Vorhandensein von Unterdrückung hin. Diese Dynamiken wirken sowohl innerhalb eines Nationalstaats als auch transnational und müssen daher auch bezüglich der Erfahrungen und Bedingungen von Migration stets in Betracht gezogen werden.

Migration steht innerhalb deutschsprachiger Diversitätsdiskurse insofern an zentraler Stelle, als dass die physische An- oder Abwesenheit von Menschen, denen aufgrund körperlicher oder kulturell gedeuteter Merkmale ein Migrationshintergrund zugeschrieben wird, oftmals als Gradmesser der Diversität einer Situation herangezogen wird. Zugleich werden die Erfahrungen und Bedürfnisse von migrantisierten und rassifizierten Menschen an die gesellschaftlichen Ränder gedrängt und ihre kulturellen Leistungen vereinnahmt und kommodifiziert, womit diese als »Mahlgut in der fröhlichen Diversitätsmühle« wiederum unsichtbar werden. Oftmals geht es dabei nicht so sehr um Migration, sondern letztlich um *Race* und soziale Herkunft, ohne dass *Race* jedoch benannt würde.

Das erste Prinzip von CDL ist, die zentrale Bedeutung der Macht im Zusammenhang mit Fragen von Diversität zu verstehen und anzuerkennen. Alle anderen Kriterien ergeben sich aus den Effekten der ihnen zugrunde liegenden ungleichen Machtdynamiken und der Art und Weise, wie sich diese im Kontext unterschiedlicher Differenzdimensionen manifestieren – von der Etablierung normativer Ordnungen über die Erschaffung von Zentren und Rändern bis zur Systematik von Privilegien und Benachteiligungen. Offensichtlich erfordert dabei jede Form der Unterdrückung eine Untersuchung der konkreten Verhältnisse, die diese spezifische Unterdrückung kennzeichnen. Während Sexualität beispielsweise einer Analyse der spezifischen Konstruktionen und Dynamiken bedarf, die sich auf körperliche Differenz, sexuelle Identitäten und Ausdrucksformen beziehen, müssen bei der Analyse rassistischer Unterdrückung andere Faktoren berücksichtigt werden. Dennoch können alle systemischen Dynamiken von Diskriminierung und Unterdrückung als solche ungleich verteilter Macht verstanden werden.

2 Positionierungen

Ungleiche symbolische und materielle Werte verschiedener sozialer Positionen anerkennen. Dies beinhaltet ein Bewusstsein für die hegemonialen Positionierungen und die damit einhergehenden unmarkierten Identitäten wie Weißsein, Heterosexualität, Männlichkeit, Cis-Geschlechtlichkeit, nicht-behinderte Körperlichkeit, dem Mittelstand zugehörend usw. und daraus erwachsend ein Verständnis davon, wie diese dominanten Positionen andere in nicht-hegemonialen Räumen anordnen.

Einige der sozialen Bruchlinien, die entlang bestimmter Achsen von Differenz entstanden sind, haben sich als dauerhaft und weitreichend in ihren Auswirkungen erwiesen – sie haben eine lange Geschichte und eine große Reichweite. Die

Trennungen entlang der Linien von sozialen Geschlechtern, Rassifizierungen, Ethnizitäten, Sexualitäten und Nationalitäten zum Beispiel sind tief verwurzelt und schwer zu ändern (Payne 2006). Sie bedingen und prägen Wissensformationen, unseren Realitätssinn und unser kollektives sowie persönliches Selbstverständnis (Cesaire 2000 [1972]).

Eine kritische Annäherung an Diversität benennt die ideologischen Systeme, die von und für diese Positionierungen errichtet wurden, sowie die hegemonialen Diskurse, die diese reproduzieren, wie Weißsein, Heteronormativität, Patriarchat, Eurozentrismus usw. Dies bedeutet nicht, dass alle Menschen in Bezug auf die Machtstrukturen, die ihre Positionierungen aufrechterhalten, identisch platziert sind. Die sozialen Räume weisen große Disparitäten auf und sind von Inkonsistenzen und Widersprüchen durchzogen. Nicht alle Menschen, die als heterosexuell, weiß und männlich angesehen werden, profitieren gleichermaßen von den Privilegien, die mit Heteronormativität, Weißsein und/oder Männlichkeit einhergehen. Einige mögen sich darin in einer relativ schwachen Position befinden, die dennoch ein Privileg darstellt, wenn sie im Verhältnis zu den ver_änderten Gruppen betrachtet wird.

Die mächtigsten Formen dieser zentrierten Positionierungen sind in der Lage, das äußere »Andere« zu definieren, um dadurch ihren eigenen psychologischen und materiellen Komfort aufrechtzuerhalten. Diese Ver_änderung erfahren auch nicht-dominierende Ausdrucksformen – solche, die nicht konform sind oder als weniger erwünscht markiert werden können. Patriarchale Vorstellungen von Männlichkeit z. B. grenzen nicht nur Formen der Weiblichkeit als »das Andere« aus, sondern unterdrücken auch schwule Männlichkeiten, trans* Männlichkeiten und Weiblichkeiten sowie non-binäre Identitäten. Für Personen, die zu untergeordneten sozialen Gruppen gehören, ist es schwierig, ihre Persönlichkeit in einer Art auszudrücken, welche die »zulässigen« Ausdrucksformen einer Gesellschaft herausfordert oder sich ihnen entzieht, insbesondere bei Interaktionen mit dominanten Gruppen oder in öffentlichen Räumen (Biko 1987). Eine Frau, die ihre Weiblichkeit innerhalb der Parameter lebt, die sich für eine »gute Frau« geziemen, wird Vorteile daraus ziehen im Gegensatz zu der Frau, die sich außerhalb dieser Begrenzungen bewegt. Menschen mit Behinderungen werden zu Empfänger*innen von Almosen reduziert, wenn sie denn ihre Rolle als Objekte des Mitgefühls akzeptieren, oder als heroisch, wenn sie übertreffen, was ihnen zugetraut wird. Um ihr vielschichtiges (Anders)Sein leben zu können, ohne dass sich normativ positionierte Gruppen dadurch in ihrer Selbstverständlichkeit angegriffen fühlen, sehen ver_änderte Menschen oftmals davon ab, sich den dominanten Gruppen »zuzumuten«, und halten ihr vulnerables Selbst stattdessen unsichtbar; etwa wenn schwule oder trans* Menschen, die sich ein Outing nicht leisten können, entweder »passie-

ren«⁶ oder sich für ein prekäres Leben an den gesellschaftlichen Rändern und in alternativen Räumen entscheiden (müssen).

Diejenigen, die in Räumen relativer Benachteiligung sozialisiert worden sind, erkennen in der Regel eher, dass diese ungleich verteilten Chancen ihre Lebenswelt prägen und sich gegen sie aufürmen. Sie haben mit unverdienten Barrieren zu kämpfen, die ihrem sozialen Aufstieg im Weg stehen, meistens in Positionen, in denen sie Dienstleistungen für die Bessergestellten erbringen, und ihre Sicht auf die eigene Realität wird stets von dominanten Darstellungen überlagert und verdrängt (DuBois 2008). Zugleich gilt es aber auch Schamgefühle und Demütigungen und die damit einhergehenden Bedrohungen der psychischen und physischen Gesundheit zu verarbeiten, und sollten sie es wagen, soziale Erwartungen anzufechten, sind sie den Gefahren ausgesetzt, die ein nonkonformistisches Verhalten mit sich bringt. Möglicherweise widerstehen sie jedoch der Anerkennung von Beziehungen oder Vorfällen, in denen stillschweigendes Einverständnis und Kooptation erwartet wird, und entziehen sich damit ein Stück weit dem gesellschaftlichen Narrativ, das sie akzeptieren sollten.

Diejenigen, die in relativ privilegierte Positionen hinein sozialisiert worden sind, haben tendenziell weniger Einblick in die sozialen Dynamiken, die ihnen zu Vorteilen verholfen haben. Das Feld der Weißseinsforschung hat die Aufmerksamkeit auf die verborgenen Gesichtspunkte und Verzerrungen gelenkt, welche die Räume rassifizierter Privilegien durchdringen. Charles Mills (1997) hat den erkenntnistheoretischen Vertrag, der sich zusammen mit der weißen Vorherrschaft durch die Moderne entwickelte, wortgewandt beschrieben:

»In Fragen der Rassifizierung schreibt der *racial contract* seinen Unterzeichnenden eine umgekehrte Erkenntnistheorie vor, eine Erkenntnistheorie der Ignoranz, ein bestimmtes Muster lokalisierter und globaler kognitiver Dysfunktionen (die psychologisch und sozial funktional sind), die das ironische Ergebnis hervorbringen, dass Weiße im Allgemeinen nicht in der Lage sind, die Welt zu verstehen, die sie selbst geschaffen haben.« (ebd: 18)

6 Der englische Begriff des »passing« (in seiner umgangssprachlichen Verdeutschung oft »passen«) impliziert, dass eine Person in der öffentlichen Wahrnehmung der privilegierten Norm entspricht, beispielsweise wenn eine feminine, lesbische Frau als heterosexuell gelesen wird. Trotz der Vorteile, die ein alltägliches *passing* mit sich bringen kann, impliziert diese Unsichtbarkeit auch den Druck, sich in jeder Situation den normativen Vorstellungen anzupassen. Dies kann dazu führen, dass die eigene Identität beziehungsweise die komplexe Geschichte dahinter (etwa der Prozess einer Geschlechtsangleichung) verheimlicht wird, um den ersten, normativen Eindruck nicht zu täuschen. So sehen sich trans* Frauen etwa genötigt, sich zu Beginn einer romantischen Begegnung zu outen, um im Nachzug nicht der »Täuschung« bezichtigt zu werden und wegen »Nichtechtheit« eine mögliche Ablehnung erfahren zu müssen. Dies kann dazu führen, dass sie auf bestimmte romantische Beziehungen und Wünsche gänzlich verzichten, weil sie riskieren, ihre trans* Erfahrung offenlegen zu *müssen*.

Im Kern der privilegierten Subjektivitäten, die aus solchen Räumen hervorgehen, steht das Gefühl des Anrechts auf eine komfortable Welt, die auf sie zugeschnitten ist; eine Welt, der sie sich verpflichtet fühlen und die beherrscht ist von ihren Interessen und ihren normalisierten unverdienten Vorteilen (Johnson 2001). Die Art und Weise, wie die Dinge sind, wird als selbstverständlich, normal und ideal erlebt. Wenn die Konstrukte, die eine solche Lebenswelt festhalten, entlarvt oder hinterfragt werden, machen sich oft Verleugnung und Widerwillen breit. Diese Tendenz überrascht wenig, fällt es doch schwer anzuerkennen, wie wir von den Systemen profitieren, die sich für die Unsrigen kontinuierlich vorteilhaft auswirken.

Keine der obigen Analysen sollte als Verleugnung der Handlungsfähigkeit der Menschen gelesen werden, da wir uns offensichtlich unterschiedlich dazu verhalten, wie wir uns durch Geschichte und Zufall positioniert sehen. Aber wir befinden uns in sozialen Beziehungen, und das ist ein kritischer Punkt angesichts eines Ethos, das zunehmend dazu ermutigt, uns als Individuen zu betrachten, die ihr eigenes Schicksal im Griff haben durch ihre Selbstwertigkeit, den Glauben an sich selbst und an Techniken des positiven Denkens und der Selbstoptimierung.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass der schwierigste Teil des Erwerbs von CDL darin besteht, die Bedeutung der eigenen Positionierung innerhalb der Machtverhältnisse und deren Hierarchien vollständig zu erfassen.

3 Intersektionalität

Die analytische Fähigkeit zu verstehen, wie diese Unterdrückungsstrukturen ineinandergreifen und sich miteinander verschränken, wie sie sich gegenseitig konstruieren und konstituieren, sich reproduzieren, widerständig werden und sich permanent neu formieren.

Intersektionales Denken war schon immer integraler Bestandteil des Schwarzen Feminismus. Schwarze Feministinnen, allen voran die Juristin Kimberlé Crenshaw (1989), eröffneten mit dem Begriff der Intersektionalität die Kritik an eindimensionalen Antidiskriminierungspolitiken, wie dominante Formationen nicht singular agieren und im Leben der Menschen nicht separat erlebt werden (Collins 1993). Das Leben einer Frau mit einer Behinderung wird durch die Wechselwirkung zwischen ihrer Behinderung und ihrem sozialen Geschlecht in einer Weise geprägt, die nicht einfach ein Aggregat von beidem ist, das getrennt oder additiv gelebt wird, und ihre Verortung innerhalb einer rassistischen Ordnung wird ihre Erfahrung wiederum verändern. Jüngste Forschungen haben die Analyse weitergeführt und gezeigt, dass sich diese Achsen nicht nur überkreuzen, sondern dass sie sich gegenseitig bedingen und aufrechterhalten (vgl. Lutz 2015).

Prozesse des Othinging auf der Grundlage von Klassenzugehörigkeit und Geschlecht, Geschlecht und *Race*, *Race* und Nation, Männlichkeit und Nation, Sexualität und *Race*, Behinderung und *Race*, Geschlechtsidentitäten und Sexualität – all diese Beispiele sind in unterschiedlichen Permutationen und Interaktionen inein-

ander verwoben. Angesichts dieser Verschränkungen benennen Theoretiker*innen zunehmend auch zusammengesetzte hegemoniale Formationen, die einige dieser intersektionalen Machtverhältnisse erfassen – etwa Heteropatriarchat, Heteronationalismus, Europatriarchat etc.

Wesentlich für das Verständnis von Intersektionalität ist das Erkennen der Differenzen und Hierarchien, die auch innerhalb benachteiligter sozialer Gruppen wirksam sind. Die daraus resultierenden Dynamiken der Unterschichtung bleiben unkritischen Diversity-Ansätzen weitgehend verschlossen. Wie Kimberlé Crenshaws Keller-Erdgeschoss-Metapher treffend zeigt (1989), ermöglichen Antidiskriminierungspolitiken oftmals nur denjenigen, die innerhalb einer benachteiligten Gruppe ganz oben auf der Leiter stehen, sich aus dem Keller ins Erdgeschoss hochzuhieven. Menschen, die nur aufgrund einer Differenzachse Diskriminierung erfahren und dadurch innerhalb ihrer Gruppe relativ privilegiert sind, haben größere Chancen, durch die schmale Luke ins Erdgeschoss zu gelangen – dabei müssen sie jedoch ihre bisherige Identifikationsgruppe ein Stück weit hinter sich lassen. Die Nähe zum Erdgeschoss bzw. die Fähigkeit, sich der privilegierten Norm anzunähern, ist entscheidend dafür, ob der Aufstieg gelingen kann. Mehrfach diskriminierte Personen hingegen, etwa die chronisch kranke, alleinerziehende Schwarze Mutter, bleiben weiterhin unten und profitieren nicht von den Maßnahmen, die den Zugang zum Erdgeschoss verschaffen könnten (Crenshaw 1989: 151f.).

Das Zusammenwirken verschiedener Diskriminierungen spielt eine wichtige Rolle in der Art und Weise, wie Herrschaftssysteme reproduziert werden. Unterdrückte Gruppen wetteifern oft um Vorteile im Verhältnis zueinander; eine Hierarchie der Unterdrückungen zu behaupten, könnte ihren Interessen Vorrang einräumen gegenüber Gruppen, die anders unterdrückt sind – wobei diejenigen, die am entferntesten sind von der privilegierten Norm und die Folgen struktureller Gewalt und ökonomischer Ausbeutung am intensivsten zu spüren bekommen, oftmals keinen Zugang finden und kein Interesse haben am »Wettbewerb der Unterdrückung«.

Die unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen zwischen und innerhalb benachteiligter Gruppen äußern sich in gelebten Ambivalenzen, die zur Aufrechterhaltung normativer Hierarchien beitragen. So machen sich Schwarze Männer, denen das Mannsein und die Menschlichkeit in einer rassistischen Ordnung abgesprochen wurde, die Vorteile zunutze, die ihnen eine sexistische Ordnung bietet, und Schwarze Frauen zeigen sich angesichts der allgegenwärtigen Macht der Weißen solidarisch mit Schwarzen Männern, selbst wenn dies bedeuten kann, sexistische Gewalt und Ausbeutung, die sie erleiden, nicht zur Sprache zu bringen (Crenshaw 1989: 163). Weiße Frauen, die von Sexismus betroffen sind, mögen die Vorteile des Weißseins als selbstverständlich erachten und damit zur rassistischen Unterdrückung Schwarzer Frauen beitragen, so wie disabilisierte Menschen im (vom Kapitalismus profitierenden) globalen Norden möglicherweise nicht erken-

nen, wie gewisse Erleichterungen, die sich erkämpft haben, mit der Ausbeutung von Menschen in weniger privilegierten Teilen der Welt zusammenhängen. Die Schwierigkeit, verschiedene Diskriminierungsformen in ihrer Gleichzeitigkeit und Verwobenheit zu verstehen, zeigt sich nicht zuletzt in der Analyse von Klasse und *Race*. Diese beiden Kategorien werden oft gegeneinander ausgespielt, wodurch das eine weniger sichtbar als das andere wird, und ihre Verschränkungen und wechselseitigen Artikulationen verkannt bleiben.

Das Erkennen der Prozesse, die eine relativ reibungslose Reproduktion bestehender Machtverhältnisse ermöglichen – also Prozesse, die die Norm unsichtbar machen, den Status quo naturalisieren, Hierarchien konstruieren und Ambivalenzen streuen, Muster des Vergessens und Erinnerns fördern, manches undenkbar machen und uns davon abhalten, andere Möglichkeiten ins Auge zu fassen –, ist für CDL von wesentlicher Bedeutung. Dazu gehört auch die Funktion der Hegemonie, welche die offenkundige Gewalt widersprüchlicher sozialer Beziehungen durch die verinnerlichte Unterdrückung dominierter Gruppen indirekt macht und verschleiert. Diskriminierte Menschen, denen die Anpassung gelingt, können positive Selbstbilder entwickeln, um ihre Subjektivität so zu formen, dass sie die Belohnungen erhalten, die denjenigen zuteilwerden, die das System stärken und dadurch diejenigen schwächen, die mehr Widerstand leisten. In dem Ausmaß, in dem die ideologische Maschinerie in der Lage ist, eine Welt zu reproduzieren, in der Weißsein als unhinterfragte Norm für uns alle angesehen wird, können systemische Vorteile entlang rassisifizierter Linien fortbestehen, während die Gewalt – physisch, psychologisch und verbal – der kolonialen Eroberungen, die ein inhärenter Teil moderner Verständnisse von *Race* sind, aus der Erinnerung entlassen werden können.

Die Konstrukte der Mächtigen sind in ihrer eigenen Reproduktion angelegt, was jedoch nicht bedeutet, dass bestehende Machtverhältnisse unantastbar sind. Die Geschichte ist voll von Beispielen für Kämpfe gegen hegemoniale Ordnungen, die zu Ergebnissen geführt haben. Mitglieder nicht-dominanter Gruppen sind nicht einfach nur Opfer, und es gibt stets auch Widerstände, Verweigerungen, oppositionelle Erinnerungen, alternatives Wissen und herausfordernde Sinngebungsprozesse – alles Ressourcen für diejenigen, die es vermögen, neue Möglichkeiten zu eröffnen. Ein Bekenntnis zu sozialer Gerechtigkeit setzt eine Offenheit für solche multiplen Realitäten voraus und verlangt danach, dass diese bejaht werden: die Suche nach Wissen, das auf nicht-dominanten Positionierungen beruht, das Erheben der Stimme aus einem marginalisierten Raum heraus, die Anerkennung der Legitimität der lebensweltlichen Erfahrungen marginalisierter Gruppen, die Wertschätzung alternativer Geschichtsschreibungen, die Einführung und Unterstützung von affirmativen Programmen – all dies wirkt den Methoden entgegen, mit denen hegemoniale Ordnungen Widerstand disqualifizieren, diskreditieren und untergraben.

4 Historische Gegenwärtigkeit

Eine Definition von Unterdrückungsverhältnissen wie Rassismus als gegenwärtige Probleme und (nicht nur als) historisches Erbe.

In vielen gesellschaftlichen Kontexten wird gemeinhin angenommen, dass wir in einer postrassistischen Gesellschaft leben und wir uns auf die Zukunft und nicht auf die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit konzentrieren sollten. Diskurse, die Vergangenheit so (um)schreiben, dass die unterdrückenden Dynamiken, welche die gegenwärtigen Ungerechtigkeiten hervorgebracht haben, aus dem kollektiven Gedächtnis verschwinden, konstruieren Erkenntnisweisen von Ignoranz und Amnesie. Sie tragen damit wesentlich dazu bei, dass aus den diskriminierenden Praktiken der Vergangenheit weiterhin Kapital geschlagen wird und dies ohne jegliche moralische Rechenschaftspflicht.

In den Auseinandersetzungen ums Erinnern und Vergessen geht es um die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse; sie sind umkämpft von Gruppen, die um relative Vorteile ringen. Dies hat tiefe Auswirkungen darauf, welche Praxen eingeführt und inwiefern Möglichkeiten für die Zukunft in Gang gesetzt werden. Wenn wir die Gegenwart entpolitisieren, indem wir uns einem kritischen Erinnern der Vergangenheit verweigern, machen wir es unmöglich, die Tiefe und den Umfang der gegenwärtigen Herausforderungen zu verstehen. Wir delegitimieren nicht nur die Realitäten der Menschen, die unter den ungeheuerlichen Auswirkungen der Vergangenheit zu leiden haben, sondern auch ihre unablässigen Kämpfe um Wiedergutmachung.

Weit davon entfernt, eine ahistorische Gegenwart zu akzeptieren, kann die Durchführung einer Begriffsarchäologie die Kontingenz – im Gegensatz zur Zwangsläufigkeit – gegenwärtiger Verständnisse und Bestimmungen aufzeigen. Jegliche Differenzachsen, welche die heutigen sozialen Ordnungen prägen, hätten sich unter anderen historischen Umständen anders formieren können; und oft lässt sich zeigen, dass solche anderen Formationen tatsächlich existiert haben. Historische Arbeiten, die darlegen, wie der afrikanische Kontinent während der Kolonialzeit konstruiert wurde, zeigen auf, dass viele der Errungenschaften vorkolonialer Gesellschaften aktiv unterbewertet wurden (Davidson 2013). Verfälschte Repräsentationen der sozialen und kulturellen Errungenschaften afrikanischer Gesellschaften beispielsweise waren integraler Bestandteil der Konstruktion eines »dunklen« Kontinents – eine diskursive Belastung, die sich in Darstellungen Afrikas als dem »hoffnungslosen« Kontinent noch immer fortsetzt und limitierende Auswirkungen hat. Ein Bewusstsein für die Kontingenz von Geschichte, im Gegensatz zur Vorstellung einer zwangsläufigen historischen Entwicklung, ermöglicht es uns, andere Möglichkeiten für die Zukunft zu entwerfen.

5 Soziale Identitäten

Ein Verständnis dafür, dass soziale Identitäten erlernt und durch soziale Praktiken hervorgebracht werden.

Die vier vorangegangenen Kriterien erleichtern alle das Verständnis dieses Kriteriums: Die Tendenz, die von uns geschaffenen Positionierungen zu naturalisieren, stützt sich auf die essenzialistischen Vorstellungen der Gruppen, die sich innerhalb dieser Räume konstruieren. Dieses Kriterium der CDL erfordert die Einsicht, dass es keine unveränderlichen Merkmale gibt, die einer Gruppe von Menschen zugeschrieben werden können und die unabhängig von den historischen Prozessen der Verortung, den sozioökonomischen Bedingungen und anderen sozialen Einflüssen erkennbar wären. Theorien der sozialen Dominanz (vgl. Sidanus 2001) legen dar, dass an den Merkmalen, die einer Gruppe von Menschen zugeschrieben werden, »abgelesen« kann, wie sie innerhalb eines spezifischen Machtgefüges positioniert sind. So werden den unterschiedlichsten Gruppen wie etwa »den Iren«, »der englischen Arbeiterklasse« und »den Afrikanern« ähnliche Stereotypen zugeordnet. Hinzukommt, dass solche Vorstellungen scheinbar angeborener persönlicher Eigenschaften das soziale Leben und somit unsere Selbstbilder und Identifikationen wesentlich prägen. Posthumanistische Auffassungen des Selbst dekonstruieren die Aufspaltung des Individuellen und des Sozialen, was auf die Durchlässigkeit und Verschwommenheit unserer persönlichen Grenzen hinweist. Diese konstitutive Durchlässigkeit spiegelt sich wider in den gewichtigen Prozessen verinnerlichter Herrschaft und Unterdrückung und in unserem Gefühl dafür, wie die Schnittmengen verschiedener Identifikationen in unserer Selbstempfindung »landen«.

6 Sprache

Sich eine Diversitätsgrammatik aneignen und mithin ein Vokabular, das die Diskussion über Privilegien und Unterdrückung ermöglicht.

Wie bei jeder Lese- und Schreibfähigkeit ist die Entwicklung eines Vokabulars in diesem Bereich der Schlüssel zu einem flüssigen Umgang mit der Sprache. Ein wichtiger Indikator für CDL ist die Fähigkeit, die relevanten Diskurse, die innerhalb bestimmter Debatten zirkulieren, zu kennen, um die Themen, Personen und Ereignisse als Teil dominanter oder unterdrückter Wissensformationen einordnen oder aber die Versuche solcher Einordnungen mit ihren hegemonialen Schließungstendenzen kritisch hinterfragen zu können. Die Fähigkeit, vorherrschende Dynamiken zu benennen, ist oft der erste Schritt zur Veränderung bestehender Machtverhältnisse. Ein Grundverständnis sowohl von Begriffen wie Ideologie, Hegemonie oder Unterdrückung als auch von Konzepten, die im Rahmen antirassistischer und aktivistischer Praxen geläufig sind, wie »Schuldzuweisung an das

Opfer«, »institutioneller Rassismus« oder »internalisierte Unterdrückung« liefern die Instrumente, um schwierige Gespräche zu meistern. Eine Sprache für CDL zu haben, vergrößert unseren Handlungsraum insofern, als dass wir nicht von Dynamiken vereinnahmt werden, die wir nicht benennen können. Diese sprachliche Fähigkeit hilft uns dabei, die Praktiken, Strategien und Effekte der Macht bei der Herstellung von Differenz zu erkennen, darauf hinzuweisen und auf deren Realität zu bestehen.

Ein Beispiel dafür, wie die Benennung von Machtrelationen zur ermächtigenden Neudefinition einer Gruppe geführt hat, ist die erfolgreiche Umdeutung des Begriffs der Behinderung durch die Behindertenrechtsbewegung. Durch die (An)Erkennung von Behinderung als einem veränderten sozialen Verhältnis kann gezeigt werden, dass Behinderungen durch den normalisierenden Druck einer ableistischen⁷ Gesellschaft geschaffen und aufrechterhalten werden. Dadurch verschiebt sich der Kampf um ein besseres Leben für Menschen mit Behinderungen von den diskursiven Terrains der Medikalisierung und der Wohltätigkeit hin zu Empowerment und Rechten (Charlton 2000; Thomas 2015).

7 Dekodierfähigkeit

Die Fähigkeit, verschlüsselte/kodierte hegemoniale Praktiken zu »übersetzen« (durchschauen) und interpretieren zu können.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die CDL ausmacht, ist, dass sich Macht niemals als solche bezeichnet. Vielmehr neigt die hegemoniale Sprache dazu, die Art und Weise zu verschleiern, wie soziale Kontrolle ausgeübt wird, wie mächtige Gruppen davon profitieren können oder wie die Optionen anderer beschnitten werden. So gibt es zum Beispiel die Tendenz, Erklärungsmuster zu schaffen, welche die Privilegien einer Gruppe auf ihre Tugendhaftigkeit zurückführen, auf »Leistungen« oder »Standards«, statt auf Vorteile, die sie sich nicht verdienen mussten. Diese Diskurse sind von Ambivalenzen und Strategien der Ablenkung gekennzeichnet und neigen dazu, die Auswirkungen sozialer Ungerechtigkeit für diejenigen, die dadurch benachteiligt sind, zu verschweigen und zu legitimieren.

Dominante Diskurse sind in der Lage, Problemstellungen so umzuformulieren, dass sie den vorherrschenden Interessen entsprechen; so können oppositionelle Diskurse kooptiert, beschnitten und eingedämmt werden. Dominante Sprechweisen können z.B. Widersprüche unterbringen, Diskursbedingungen immer wieder verschieben oder die Aufmerksamkeit davon ablenken, wie Macht funktioniert,

7 Ableismus bezeichnet die Vorstellung des Überlegenseins eines stets gesunden und leistungsfähigen Menschen und die Abgrenzung von allem davon Abweichenden, siehe Campbell (2015).

und so ihre Gesamtagenda aufrechterhalten. So sind bestimmte Machtverhältnisse im Kontext der oben beschriebenen neuen sozialen Rahmungen des 21. Jahrhunderts benennbar geworden (etwa Weißsein) und haben dadurch vielleicht ihre Hegemonialität ein Stück weit eingebüßt. Zugleich verändert sich aber die Sprache dahingehend, dass Privilegien sehr wohl weiterhin gedeihen können. In dem Ausmaß, in dem offen rassistische Aussagen, etwa in der Welt der internationalen Beziehungen, verpönt sind, formt sich eine neue Sprache, welche die Vertiefung rassistischer Privilegien ermöglicht. Rassistische Vorteile werden nun durch einen Diskurs fortgesetzt, der vorgibt, *Race* nie gesehen oder gezeigt zu haben,⁸ was zu einem »Rassismus ohne Rassist*innen« (Bonilla-Silva 2013) und zu verschiedenen Formen des »White Talk« (Steyn/Foster 2008) führt.

8 Materielle (An)ordnungen

Eine Analyse der Art und Weise, wie sich Hierarchien der Diversität und institutionalisierte Unterdrückungsformen auf spezifische soziale Kontexte und deren materielle Anordnungen niederschlagen.

Während beispielsweise die Bruchlinien ungleicher Geschlechterverhältnisse weltweit sichtbar werden, müssen wir verstehen, wie sich diese entlang der intersektionalen Verflechtungen unterschiedlicher geopolitischer Standorte artikulieren, unter den spezifischen Umständen von Ort und Zeit und innerhalb der materiellen Welten, die unsere Leben prägen. Geschlechterbeziehungen formieren sich im Kontext historischer Prozesse und geographischer Einflüsse. Wenn Interpretationen, die sich auf einen bestimmten, lokal situierten Kontext beziehen, schlicht verallgemeinert und auf einen anderen Kontext übertragen werden, sind die Effekte oft irreführend und imperialisierend. Stattdessen kann es hilfreich sein, darüber nachzudenken, wie sich hegemoniale Rahmenbedingungen in verschiedene Kontexte übersetzen und darin unterschiedlich manifestieren (Drzewiecka/Steyn 2009). In ähnlicher Weise verschieben sich auch gesellschaftliche Konstruktionen im Laufe der Zeit und können unter verschiedenen wirtschaftlichen Bedingungen und Arrangements mutieren. Ein Beispiel dafür ist etwa das gegenwärtige neoliberale Wirtschaftssystem, das ermöglicht, die anhaltende Ausprägung von *Race* zu leugnen und den Glauben daran zu fördern, dass wir in einer postrassistischen Ära leben (Goldberg 2007).

Die soziale und die materielle Welt sind untrennbar miteinander verbunden. Objekte, räumliche Anordnungen, die bauliche Umgebung – all dies trägt eine symbolische und emotionale Bedeutung und spielt eine Rolle bei der Herstellung, Auf-

8 In der rassismuskritischen Literatur werden solche Diskurse oftmals als »colorblind«/»farbenblind« bezeichnet, ein Adjektiv, das wir wegen seiner ableistischen Sprache jedoch vermeiden.

rechterhaltung und/oder Unterminierung von Beziehungen zwischen Menschen. Die Ungerechtigkeiten in der Verteilung von Vermögen und der Fähigkeit, materielle Güter und Ressourcen anzuhäufen und auszutauschen, ist Ausdruck von ungleichen Beziehungen, die entlang sozialer Trennlinien entstehen. Menschen mit Behinderungen zum Beispiel gehören in der Regel zu den ärmsten Menschen innerhalb ihrer Gesellschaftsschicht. In vielen Gesellschaften mussten und müssen Frauen für das Recht kämpfen, in einer ehelichen Beziehung wirtschaftlich aktiv zu sein, und die häusliche Reproduktions- und Care-Arbeit, für die sie verantwortlich gemacht werden, bleibt unbezahlte Arbeit, institutionalisiert in ihrer Rolle als Ehefrau. Die »Dinge«, die Waren, selbst unser Geschmack an diesen Dingen, sind oft die Vehikel, durch die relative Positionierungen etabliert und kommuniziert werden (Dolby 2000). Durch die Konstruktion bestimmter Krankheiten sind sogar Keime und Viren Vehikel für die Stigmatisierung bestimmter Gruppen (Sontag 2001). Das humane Immunschwäche-Virus (HIV) war ein Überträger von Rassismus und Homophobie und spielte eine Rolle bei der (An)Ordnung materiell-symbolischer Räume.⁹ Die Menschen, die am stärksten marginalisiert sind, werden buchstäblich selbst zu materiellen Tauschobjekten reduziert, wie es der Fall ist, wenn rassifizierte Menschen als Besitz versklavt, wenn über die Verheiratung von Frauen Status und Reichtum zirkuliert und verhandelt wird oder wenn Kinder in die Prostitution gehandelt und sexuell ausgebeutet werden.

Räumliche Arrangements sagen viel darüber aus, wie legitime und »richtige« Beziehungen zwischen Menschen auszusehen haben, und spiegeln die normative moralische Ordnung. Im Südafrika der Apartheid wurde die physische Distanz zwischen den unterschiedlich rassifizierten Gruppen auch als Ausdruck ihrer moralischen Distanz angesehen (Mbembe 2004); Kinder mit Behinderungen wurden oftmals in »Sonderschulen« gesteckt, die auch physisch absonderten, oftmals in halb-ländlichen oder ländlichen Gegenden – aus den Augen und weitgehend aus dem Sinn. Ähnliches lässt sich im Schweizer Asylregime beobachten. Abgewiesene Asylsuchende werden häufig in entlegenen oder schlecht erschlossenen Bergregionen unter haftähnlichen Bedingungen untergebracht, und dies, obwohl viele von ihnen keine Aussicht darauf haben, in ihre Herkunftsländer zurückkehren zu können. Die Folgen dieser räumlichen Segregation und die prekären Lebensbedingungen in den von profitorientierten Unternehmen geführten »Rückkehrzentren« kommen durch den Aktivismus von Geflüchteten und ihren Verbündeten, etwa durch Gruppen wie Stopp Isolation,¹⁰ zunehmend an die Öffentlichkeit.

9 Es wäre zu untersuchen, inwiefern die unterschiedlichen nationalistischen und rassistischen Zuschreibungen, die den Ausbruch der COVID-19-Pandemie begleitet haben, ähnlich strukturiert sind wie die Diskurse, die im Zusammenhang mit HIV/Aids aufgetaucht sind.

10 Siehe <https://solidaritaetsnetzbern.ch/stopisolation/> [1.3.2021].

9 Emotionen

Ein reflexives Verständnis für die Bedeutung von Emotionen in all diesen Kriterien, inklusive unserer eigenen emotionalen Involviertheiten und Investitionen.

Kritische Sozialtheorien haben den wechselseitig konstitutiven Charakter des Sozialen und des Affektiven betont: Affekt und Emotionen binden Kollektive und zirkulieren innerhalb dessen, was Sara Ahmed (2004) eine affektive Ökonomie nennt. Diese Ökonomien sorgen für Bindungen und Gefühle der Zusammengehörigkeit und konturieren unsere Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Durch die soziale Konstruktion unserer Emotionen erlernen wir eine Ordnung, die unseren Affekt in vorgespurte Bahnen lenkt: zu wem wir uns hinbewegen, von wem wir uns entfernen, mit wem wir uns verbinden, von wem wir uns trennen, wen wir schützen und wen wir abwehren sollen. Wir sind buchstäblich in diesen Gefühlsfluss eingebunden, der uns einen Sinn dafür vermittelt, wie wichtig wir im Verhältnis zu allen anderen wichtigen Objekten sind: wie und wem wir Anerkennung und Wert geben; was keinen Wert hat und es verdient, verachtet zu werden; was unser Mitgefühl wecken oder uns Empörung bereiten soll; was liebenswert, wünschenswert, freudig oder abstoßend ist; was uns Sicherheit gibt, was uns bedroht. All diese Affektströme wirken innerhalb von Machtsystemen und haben soziale Folgen.

Wie wir in die Zirkulation des Affekts aufgenommen werden, ist zumindest teilweise konstitutiv für unsere gefühlte Verkörperung an bestimmten Orten und dafür, wie wir im Verhältnis zur sozialen Macht ein Identitätsgefühl entwickeln. CDL fördert die Fähigkeit zur Selbstreflexivität und zur kritischen Reflexion darüber, wie unsere Gefühle in Kollektiven gefangen sind. Wie können wir ermutigt werden, Selbstgefälligkeit oder Entrüstung gegenüber bestimmten Erfahrungen sozialer Ungerechtigkeit zu empfinden? Auf welche Objekte/Themen sind unsere Gefühle gerichtet? Was lernen wir über unsere Teilnahme an Prozessen sozialer Formationen? Bei Prozessen des Othering geht es entscheidend darum, den Strom des positiven Affekts gegenüber den Marginalisierten, zu verhindern und stattdessen affektive Reaktionen zu fördern, die sozial gewöhnlich auf Objekte bzw. auf Wesen gelenkt werden, die als weniger menschlich oder als nicht-menschlich gelten. Diese Muster zu durchbrechen, erfordert daher »die Erziehung der Gefühle« (Rorty 2011) und manchmal unbequeme emotionale Arbeit (Boler 2003).

10 Engagement

Eine engagierte Auseinandersetzung damit, wie sich Ausbeutungs- und Unterdrückungsstrukturen transformieren lassen, hin zu mehr sozialer Gerechtigkeit auf allen Ebenen sozialer Organisation.

Dieses letzte Kriterium wirft die Frage nach der Praxis auf, nach der Bereitschaft, Theorie und Praxis im Alltag miteinander zu verschränken. Es verweist auf unser Eingebundensein in die in den bisher genannten Kriterien skizzierten Dynamiken; unsere unvermeidliche Verstrickung in das Soziale mit all seinen komplexen intersektionalen Dynamiken, die ständig Zentren und Ränder schaffen, neu erschaffen und neu zeichnen. Dieses Kriterium verlangt von uns, dieses »Durcheinander« zu erkennen und zu befragen und dennoch mit dem Willen zu handeln, sozial gerechtere Regelungen herbeizuführen: sie nicht nur zu verstehen, sondern sie auch umzuschreiben und zu verändern; ein*e Verbündete*r zu werden von denjenigen, deren Unterdrückung ansonsten durch bewusst und unbewusst angenommene Privilegien weiter verfestigt würde.

Schluss

Diese zehn Kriterien sind weder allumfassend noch vollständig. Nichtsdestotrotz bieten sie in ihrem Aggregat ein komplexes Set an analytischen Fähigkeiten, mit denen mensch die vorherrschenden Beziehungen sozialer Unterdrückung erkennen, über sie nachdenken und sie unterbrechen kann. Es ist unwahrscheinlich, dass eine einzelne Person in der Lage ist, alle Kriterien gleich gut oder vollständig umzusetzen. Sie können der persönlichen Entwicklung eine Richtung geben; denn wir Menschen müssen uns – nicht zuletzt, wenn wir mit institutioneller Macht ausgestattet sind – mit der im 21. Jahrhundert zunehmenden Komplexität von Differenzen und Veränderungen konfrontieren und auseinandersetzen. Wir müssen »lesen« lernen, um Raum zu schaffen für die Imagination neuer sozialer Realitäten.

Literatur

- Ahmed, Sara (2004): »Affective Economies«, in: *Social Text*, 22 (2), S. 117-139.
 Biko, Steve (1987): *I write what I like*, Oxford: Heinemann.
 Boler, Megan (2003): »Discomforting Truths: The emotional terrain of understanding Difference«, in: Peter P. Trifonas (Hg.), *Pedagogies of Difference: Rethinking education for social change*, New York, NY: RoutledgeFalmer, S. 110-136.

- Bonilla-Silva, Eduardo (2013): *Racism without Racists: Color-Blind Racism and the Persistence of Racial Inequality in America* (4. Aufl.), Lanham, MD: Rowman & Littlefield Publishers.
- Campbell, Fiona Kumari (2009): *Contours of Ableism: The Production of Disability and Aabledness*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Cesaire, Aimé (2000 [1972]): *Discourse on Colonialism*, (J. Pinkham, Trans.) New York: Monthly Review Press.
- Charlton, James I. (2000): *Nothing About Us Without Us: Disability, oppression and empowerment*, Berkeley, CA.: University of California Press.
- Collins, Patricia Hill (1993): »Toward a New Vision: Race, class and gender as categories of analysis and connection«, in: *Race, Class & Sex*, 1 (1), S. 25-45.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*, *University of Chicago Legal Forum* (1), S. 139-167.
- Dolby, Nadine E. (2000): »The Shifting Ground of Race: The role of taste in youth's production of identities«, in: *Race, Ethnicity and Education*, 3 (1), S. 7-23.
- Davidson, Basil (2013): *Africa in History*, London: Hachette.
- Drzewiecka, Jolanta/Steyn, Melissa E. (2009): »Discourses of Exoneration in Translation: Polish immigrants in South Africa«, in: *Communication Theory*, 19 (2), S. 188-209.
- DuBois, W. E. B. (2008): *The Souls of Black Folk*, Rockville, MA: Arc Manor.
- Gee, James (2003): »The New Literary Studies: From ›socially situated‹ to work of the social«, in: Mary Hamilton/David Barton, *Situated Literacies: Reading and writing in context*, London: Routledge, S. 180-196.
- Goldberg, David T. (2007): »Neoliberalizing Race«, in: *Macalester Civic Forum*, 1 (1, Article 14), S. 76-100.
- Hall, Stuart (2007): »Living with Difference: Stuart Hall in conversation with Bill Schwarz«, in: *Soundings*, 37, S. 148-158.
- Johnson, Allan G. (2001): *Privilege, Power, and Difference*, Boston: McGraw-Hill.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1985): *Hegemony & Socialist Strategy: Towards a radical democratic politics*, London: Verso.
- Lutz, Helma (2015): »Intersectionality: Assembling and disassembling the roads«, in: Steven Vertovec (Hg.), *Routledge International Handbook of Diversity Studies*, London/New York, NY: Routledge, S. 363-370.
- Mbembe, Achille (2004): »Aesthetics of Superfluity«, in: *Public Culture*, 16 (3), S. 373-405.
- Mills, Charles (1997): *The Racial Contract*, Ithaca: Cornell University Press.
- Payne, Geoff (2006): *Social Divisions* (2. Aufl.), Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Rorty, Richard (2011): »Human Rights, Rationality and Sentimentality«, in: Aakash S. Rathore/Alex Cistelean (Hg.), *Wronging Rights? Philosophical Challenges for Human Rights*, New Delhi: Routledge, S. 107-131.

- Sidanuis, Jim L. (2001): »Legitimizing Ideologies: The social dominance approach«, in: John T. Jost, *The Psychology of Legitimacy: Emerging perspectives on ideology, justice, and intergroup relations*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 308-331.
- Sontag, Susan (2001): *Illness as Metaphor and AIDS and Its Metaphors* (1. Aufl.), New York, NY: Picador.
- Steyn, Melissa (2015): »Critical Diversity Literacy: Essentials for the 21st Century«, in: Steven Vertovec (Hg.), *Routledge International Handbook of Diversity Studies*, London/New York, NY: Routledge, S. 379-389.
- Steyn, Melissa (2010): *Being Different Together*, https://vula.uct.ac.za/access/content/group/525e7b60-fc27-4a57-85e2-e673b9467714/being-different-together_9780620493826.pdf [1.3.2021].
- Steyn, Melissa/Foster, Don (2008): »Repertoires for Talking White: Resistant whiteness in postapartheid South Africa«, in: *Ethnic and Racial Studies*, 31 (1), S. 25-51.
- Thomas, Carol (2015): »Disability and Diversity«, in: Steven Vertovec (Hg.) *Routledge International Handbook of Diversity Studies*, London/New York, NY: Routledge, S. 43-51.
- Twine, France Winddance (2010): *A White Side of Black Britain: Interracial intimacy and racial literacy*, Durham: Duke University Press.
- Vertovec, Steven (2012): »Diversity« and the Social Imaginary«, in: *European Journal of Sociology*, 53 (3), S. 287-312.
- Young, Iris (1990): *Justice and the Politics of Difference*, Princeton, NJ: Princeton University Press.